

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 110 (1984)

Heft: 29

Illustration: [s.n.]

Autor: Stauber, Jules

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Hungerjahre

Schlanksein beginnt mit einem Apfel. Diese Spruchweisheit raune ich mir vom Aufstehen bis zum Schlafengehen zu, denn ich führe einen heroischen Kampf gegen unablässig dräuende Fettpolster.

Angehörige, Freunde und Zuwanderte erklären mich für verrückt, weil ich ihnen rank erscheine. Doch ich allein vermag abzuschätzen, in welcher Rundungsgefahr Ilse schwiebt: eine stressbedingt Heisshungrige, die trübe Aussichten hat, in wenigen Jahren so breit wie lang zu sein. – Nein, dazu darf es nicht kommen.

Wehret den Anfängen! befiehle ich mir, sobald der Waagezeiger einen Strich vorwärts hüpfst, und das tut er, wann immer ich mich von den Essgewohnheiten normaler Sterblicher verleiten lasse. Deshalb heisst meine Lebenslösung: Verzicht. – Dieser Begriff

schreibt sich leicht und konkretisiert sich schwer!

Mit dem Frühstück bin ich noch relativ zufrieden. Ich genehmige sanften Kinderbrei, kenne keine genauen Kalorienzahlen, gaukelt mir also vor, von den erlaubten tausend Einheiten portionenweit entfernt zu sein. Beischwingt mache ich mich auf den Arbeitsweg, der allerdings bald zur Durststrecke wird: Um acht träume ich schon von Kakao. Um halb neun sehne ich mich, über Papierstapel und Photoberge hinweg, nach fester Materie – nach Kabiswickeln, Pouletbeinen, Suppenfleisch.

Um zehn begegnen mir lauter gipfelkauende Kollegen. Ich schlucke leer, blicke zur Seite, hole schwarzen Kaffee, um den knurrenden Magen zu beschwichtigen. Der tut, als hätte er nie etwas kredenzt bekommen, lässt sich weiterhin vernehmen, überfällt mich mit Schmerzen.

Nach tapferem Leiden schleiche ich zur Aktenmappe, entnehme ihr eine Banane, verschlinge sie in zwei Minuten, schaffe mir eine Spanne der Ruhe.

Um Viertel vor zwölf beginne ich zu erschaffen. Um zwanzig nach lechte ich der Schar zu vielen Tellern Abwandernder hinterher. Der wohlgenährte Postbursche dreht sich um, fragt besorgt: «Soll ich dir ein Dessert bringen?» Ich zucke zusammen, schüttle den Kopf, hauche einen Dank.

Der Sieg über mein schlechtes Ich fällt knapp aus. Entschieden schwach ist das Triumphgefühl. Ich gäbe es billig: zum Beispiel gegen eine Hefeschnecke. Niemand offeriert mir eine. – Unglaublich!

Um ein Uhr kehren alle an ihre Plätze zurück, legen sich energieladen ins Zeug. Ich übernehme ihr Tempo, widme mich beflissen meinen Aufgaben, vergesse darob kurz die Zwangsvorstellungen von Lammbraten und Vanillecreme.

Später giesse ich schwarzen Kaffee auf, hoffe, mich damit am Leben zu erhalten.

Um drei enthülle ich einen Kaugummi, um zehn vor vier zücke ich die neunte Zigarette.

Dann naht die personifizierte

Versuchung. Unsere Sekretärin streckt mir einen Schinkentoast unter die Nase, strahlt, sagt: «Schau, was ich für dich geholt habe!»

Einen Moment lang sitze ich wie versteinert. Alles, nur das nicht! wispert die Stimme des Gewissens. Doch plötzlich erinnere ich mich meiner Erziehung und der Lehre, man dürfe Nettigkeiten nicht zurückweisen. – Was soll ich tun?

Ich harre der Köstlichkeit entgegen, bemühe mich, Gelassenheit zu mimen, ziere mich einige Sätze lang ...

Endlich fasse ich den Schatz mit beiden Händen, zeige die Zähne, schlage sie ins belegte Doppelbrot, schliesse meine Augen, mahle, mahle, geniesse.

Mit jedem Happen gewinne ich Wärme, Kraft. Mit jedem Bissen werde ich mehr Mensch. Jetzt, da ich meinen Prinzipien abgeschworen habe, kann ich ihnen gleich untreu bleiben: Ich freue mich auf ein schmackhaftes Abendmenü.

Vielleicht beginne ich es sogar mit einem Apfel ...

Der Fremde

Im Postauto, auf den Sitz vor mir, hat sich ein Angehöriger der dunkelhäutigen Rasse gesetzt, die bei uns zurzeit so viel zu reden gibt: ein Tamile. Ein schmächtiger, feingliedriger, junger Mensch. Zu seinen Füssen stapeln sich drei Plastiktaschen und eine abgewetzte Sporttasche. Sein freundliches «Gruess» haben die andern Fahrgäste einfach ignoriert, dafür wird er mit einigen feindseligen Blicken beschossen. Aber er lässt sich nicht irre machen: Mit strahlendem Lächeln, dabei seine schneeweißen Zähne zeigend (man könnte direkt neidisch werden auf diesen makellosen Besitz!) erklärt er mir, auf seine Habe am Boden zeigend: «Das meine Sach, ick jtz nach Haus.» Ich erkundige mich, ob er in der Halenbrücke wohne. Das versteht er und bejaht meine Frage, deutet dann nochmals auf seinen Besitz und sagt, diesmal weniger strahlend: «Das meine Sach – ik fertg Arbeit in Hotel Konolfingen – schade!» Meine Frage, ob er nun keine Arbeit mehr habe, versteht er nicht.

In meiner Tasche habe ich eine Tafel Schokolade, und nun geniesse ich sie zusammen mit die-

sem fremden Menschen. Süßigkeiten verbinden Völker! Beim Essen verstehen wir uns bestens, ohne Worte. Er strahlt über das ganze Gesicht – ein Schmächtiger unter Wohlgenährten, ein Besitzerloser unter Wohlhabenden, ein Lächler unter Griesgrämigen.

Das wird wohl seine ganze Habe sein, die da zu seinen Füßen liegt und jetzt, sich in der ersten scharfen Kurve selbstständig machend, über den Gang schlittert. Was gestrenge Blicke ordnungsliebender Schweizer nach sich zieht. Aber keine Bange, der Besitzer nimmt die Ware wieder in seine Obhut.

Der Tamile ist am Ziel – er ist «zu Hause». Er rafft seine Habeseligkeiten zusammen, schenkt mir noch ein strahlendes Lächeln und ein freundliches «Adie», steigt aus, und durchs Fenster, mit sackbeladenen Händen, winkt er mir zu. Niemand im Wagen außer dem Chauffeur hat ihm einen Abschiedsgruss gegönnt, als er ausstieg, der Fremde. Aber das ist, Gottlob, nicht immer so. Es gibt auch anständige, freundliche Schweizer, ich weiß es, denn ich fahre regelmäßig diese Strecke. Ich habe vier erwachsene Kinder; sie haben eine Heimat, in der es sich leben lässt. Das könnte mein Kind sein – ein weisshäutiges



unter Farbigen – ein mittelloses unter wohlhabenden Geschöpfen.

Soll ich nun Gott danken, dass ich eine Angehörige seines ausgewählten Volkes, das heißt eine Schweizerin, bin?

Sicher, über das Flüchtlingsproblem lässt sich streiten, aber im Grunde ist die Armut und das Elend in der Welt nichts anderes als das Ergebnis der Machtgier einiger, die meinen, gross zu sein.

Ich bin keine «Fromme» – aber wir sind noch weit vom barmherzigen Samariter entfernt, wenn ich an all jene denke, die diese Mittellosen verdammen und es sich in ihren Zweitwohnungen, in

ihren Zweit- und Drittautos wohl sein lassen!

Ich habe mich geschämt.
Das könnte mein Kind sein.
Ich habe geweint am Abend.
Sophie I.

Der Graben

Ich traf eine alte Bekannte, die unglücklich aussah und mir ihren Kummer mitteilte. «Denk doch», sagte sie, «meine Schwiegertochter kann nicht Französisch!»

«Wie? Habe ich recht gehört: Sie kann nicht Französisch? Gibt es das?» fragte ich erstaunt. Als